

Was nie vergeht

Mindestens 213 Menschen sind seit 1990 in Deutschland von Rechtsextremen ermordet worden, Zehntausende wurden angegriffen, verletzt, bedroht. Diese acht Menschen haben überlebt, aber ihre Narben werden bleiben

Texte

MAREIKE NIEBERDING und BJÖRN STEPHAN

61

Mal am Tag wird in Deutschland jemand von Rechtsextremisten angegriffen, bedroht, terrorisiert. Das hat der Verfassungsschutz ermittelt. Alle 24 Minuten also ist wieder jemand, wenn nicht ermordet wie der Kasseler Regierungspräsident Walter Lübcke, dann doch gedemütigt,

verletzt und wahrscheinlich auf ewig gezeichnet worden. Weil jede dieser Taten Spuren hinterlässt, auf der Haut und auf der Seele.

Die Narben der Menschen, die wir interviewt haben, alle Überlebende rechtsextremer Anschläge und Übergriffe der vergangenen 30 Jahre, erzählen von dem, was passiert ist, von Hanau, Halle, Mölln und München, von Ereignissen, die für all diejenigen, die nicht Zielscheibe der Täterinnen und Täter sind, vielleicht nicht mehr als Schlagzeilen in der Zeitung waren.

Die Narben der hier versammelten Opfer erzählen aber auch von der Geschichte Deutschlands. Einer Nation, die am Holocaust-Gedenktag »Nie wieder« mahnt, aber eine in weiten Teilen rechtsextreme Partei zweimal hintereinander in den Bundestag wählt. Einer Nation, die so gern Weltmeister

in allem ist und am allerliebsten Geschichtsaufarbeitungsweltmeister.

Doch mehr als 70 Jahre nach dem Sieg der Alliierten über den Faschismus wird alle 24 Minuten ein Verbrechen im Sinne des Faschismus begangen. Die Bundesregierung zählt 109 Todesopfer seit 1990, laut den Recherchen der Amadeu Antonio Stiftung wurden in dem Zeitraum mindestens 213 Menschen von Rechtsextremen ermordet. Die Deutschen sollten auch diesen Teil des Deutscheins anerkennen und daraus endlich stärkere Konsequenzen ziehen: die Täterinnen, Täter und ihre Hintermänner hinter Gitter bringen – und Verbündete in Polizei, Bundeswehr, Justiz und Sicherheitsbehörden zur Rechenschaft ziehen. Rechte Gewalttaten sind keine Einzelfälle, es gibt eine Kontinuität. Aber hier soll es nicht um die Täterinnen und Täter gehen, ihre Namen sollen nicht genannt werden.

Uns geht es um diejenigen, die zu oft in ihrem Schatten stehen – um die Opfer. Wir haben Überlebenden des rechten Terrors zugehört, ihre Geschichten protokolliert, ihre Forderungen dokumentiert. Zwei Jahre nach dem antisemitischen und rassistischen Anschlag in Halle verleihen wir ihnen Stimme und Gesicht, weil ihre Narben auch die Narben der deutschen Gesellschaft sind. ▶



»Ich bin nicht mehr die optimistische, lebensfrohe Lumnije von früher«, sagt Lumnije Azemi, 49, der beim Terroranschlag in München 2016 in beide Beine geschossen wurde.

Lumnije Azemi

49, Überlebende des Anschlags am Olympia-Einkaufszentrum (OEZ) in München am 22. Juli 2016, bei dem neun Menschen ermordet wurden: Armela S. und Sabina S., beide 14, Sevda D., 45, Can L., 14, Selcuk K., 15, Janos Roberto R., 15, Hüseyin D., 17, Dijamant Z., 20, und Giuliano-Josef K., 19. Fünf weitere wurden verletzt.

»Seit diesem Tag bin ich nur noch ein halber Mensch. Es war ein Freitag, mein Mann, der als Gartenbauer arbeitet, hatte früher Feierabend. Er schlug vor, am OEZ Mittagessen zu gehen. Mit unserer Tochter, sie war zwei, aßen wir etwas, danach kauften wir Geschenke für die Verwandten im Kosovo. Wir wollten im August dorthin in den Urlaub fahren.

Als unsere beiden großen Kinder, sie waren acht und sechs, Schulschluss hatten, holte mein Mann sie ab und kam mit ihnen zurück ins OEZ. Wir gingen zu McDonald's gegenüber vom OEZ. Es war ein schöner Sommertag, der McDonald's gut besucht, viele Familien mit kleinen Kindern. Wir setzten uns auf die Terrasse.

Nach dem Essen spielten die Großen auf dem Spielplatz. Unsere jüngste lag im Kinderwagen, mein Mann und ich aßen Eis, als wir einen Knall hörten. Ich dachte sofort: Das klingt wie ein Schuss. Mein Mann meinte, das sei bestimmt nur ein Kind mit einem Luftballon gewesen. Aber seit dem Krieg im Kosovo weiß ich, wie sich Schüsse anhören.

Kurz darauf war noch ein Knall zu hören und noch einer. Die Schüsse kamen aus dem ersten Stock des McDonald's. Ein Mitarbeiter stürzte aus der Tür, er schrie: »Alle raus!«

Ich nahm die Kleine, ließ den Kinderwagen stehen, mein Mann schnappte sich die beiden Großen. Es fielen immer mehr Schüsse. Die Menschen liefen über die Straße, in Richtung Saturn, wir

rannten hinterher. Nach ein paar Metern warfen wir uns zu Boden und versteckten uns hinter einer kleinen Hecke. Mein Mann begrub alle drei Kinder unter sich, ich kauerte mich dahinter. Der Täter schoss und schoss. Neben uns fiel ein Junge zu Boden. Er rief: »Hilf!«, er war an Kopf und Brust getroffen, ihm konnte niemand mehr helfen.

Wir sprangen auf und liefen weiter. Mein Mann mit den Kindern im Arm, ich hinterher, aber ich hatte nur Flipflops an. Es waren vielleicht noch zehn Meter bis zum Saturn, da traf mich von hinten der erste Schuss in die linke Wade. Mein Mann lief weiter, er hatte es nicht mitbekommen. Irgendwie schaffte ich es wieder auf die Beine, da traf mich der zweite Schuss, in die rechte Wade. Mit letzter Kraft erreichte ich den Saturn. Ich fiel meinem Mann in die Arme und sagte: »Halt mich fest.« Erst da sah er, dass ich getroffen war. Den Blick, mit dem unsere Kinder uns ansahen, werde ich nie vergessen.

Als ich acht Jahre zuvor nach Deutschland gekommen war, hatte ich die Hoffnung auf ein Leben ohne Angst. Ich war Hausfrau, aber ich hatte Pläne: Ich wollte einen Kindergartenplatz finden und in Teilzeit arbeiten. Vielleicht bei Lidl oder dm. Es ist nicht leicht, wenn man keine Ausbildung hat, aber ich wollte finanziell unabhängig sein.

Nachdem wir den Saturn erreicht hatten, verbarrikadierten wir uns. Es waren viele Leute dort, aber ich war die einzige Verletzte, ich hatte große Schmerzen. Ein Saturn-Mitarbeiter wickelte sein Hemd fest um meine Beine, dann wurde ich nach hinten zu den Kühlschränken gebracht, die Kinder wurden hinter einer Wand aus Pappkartons versteckt, sie sollten ganz leise sein. Viele Leute riefen ihre Angehörigen an und sagten ihnen, dass sie sie liebten. Nicht nur die Kinder weinten. Als die Polizei endlich kam, wurde ich ins Krankenhaus gebracht.

Heute habe ich einen Behinderungsgrad von 40 Prozent. Ich kann sehr schlecht laufen, schwer allein aufstehen, mein Sohn muss mir helfen, wenn ich ins Bett gehe. Ich befürchte, dass ich irgendwann gar nicht mehr laufen kann.

Ich bräuchte eine Reha, aber meine Krankenkasse fordert eine Eigenbeteiligung, die können wir uns nicht leisten. Vor der Pandemie bin ich regelmäßig zu einer Therapeutin gegangen, genau wie meine beiden ältesten Kinder, das hat etwas geholfen. Aber die Angst bleibt. Ich fühle mich nicht mehr sicher. Meine Kinder auch nicht. Meine große Tochter kann nur schlafen, wenn mein Mann an ihrer Seite ist. Auch ich liege nachts wach. Ich bin nicht mehr die optimistische, lebensfrohe Lumnije von früher. Ich strahle Traurigkeit aus, meine Kinder merken das, das zermürbt mich.

Fünf Jahre ist dieser Tag jetzt her. Drei Jahre hat es gedauert, bis der Anschlag als rechtsextremistisch eingestuft wurde. Manchmal kommt es mir vor, als wären wir Opfer dem deutschen Staat egal. Als wären wir vergessen worden. Aber ich kann diesen Tag nicht vergessen. Wenn ich darüber rede, sehe ich alles wieder vor mir, es ist wie ein Film, der nicht aufhört. Ich hätte mir nie vorstellen können, dass mir so etwas in Deutschland passiert.«

»Viele Leute riefen ihre Angehörigen an und sagten, dass sie sie liebten«

Ibrahim Arslan

36, er war sieben Jahre alt, als am 23. November 1992 in Mölln bei einem Brandanschlag seine Schwester Yeliz Arslan, zehn Jahre alt, seine Cousine Ayşe Yilmaz, 14, und seine Großmutter Bahide Arslan, 51, ermordet wurden. Sechs weitere Familienmitglieder wurden schwer verletzt.

»Ich bin Opfer. Und ich bin Überlebender eines rassistischen Brandanschlags. Opfer gelten als schwach, als steckten sie in einem Loch fest, aus dem sie nicht rauskommen. Aber das stimmt nicht. Opfer von Rassismus haben eine extrem heftige Aura und eine starke Persönlichkeit. Opfersein ist eine ehrenhafte Aufgabe. Opfer fordern diese Gesellschaft auf, eine andere zu sein, sie arbeiten als Zeitzeug*innen, sie kämpfen gegen Rechtsextremismus, und das alles ehrenamtlich und seit vielen Jahren. Das

Ibrahim Arslans
Kindheit endete
mit dem Brand-
anschlag auf
sein Elternhaus
in Mölln 1992.
Seine eigenen
Kinder versucht
er zu schützen –
vor der Bedro-
hung von rechts
und vor seinen
eigenen Erin-
nerungen.



ist nicht passiv. Das ist Aktivismus. Ich habe mir das nicht ausgesucht, aber: Ich bin zum Überleben verurteilt.

Vor dem Anschlag war ich ein ganz normales siebenjähriges Kind aus einer ganz normalen Gastarbeiterfamilie, das heißt: Unser Leben war durch Arbeit strukturiert. Meine Mutter und meine Oma haben Spargel geerntet oder Gaststätten gereinigt. Sie verließen früh das Haus und kamen wieder, wenn wir Kinder im Bett waren. Meine große Schwester Yeliz und ich haben uns gegenseitig großgezogen. Aber die Person, die für uns über allem stand, war Bahide Arslan, meine Oma. Wenn man das Wort Oma hört, denkt man an eine alte Frau, aber sie war erst 51, als sie starb.

Für uns war sie schon vor dem Anschlag eine Heldin. Sie war ganz allein aus einem Dorf in der Türkei nach Deutschland gekommen, auf Fotos reckt sie immer stolz ihr Kinn in die Höhe. Seit der Nacht aber, in der zwei Neonazis mit Molotow-Cocktails unser Haus anzündeten, ist sie das umso mehr: Sie hat ihr Leben für mich geopfert.

Am Abend des Anschlags waren wir bei meiner Tante, dort muss ich eingeschlafen sein. Aufgewacht bin ich in der Küche unseres brennenden Hauses, in nasse Tücher gewickelt. Ich sehe die brennenden Töpfe vor mir, das ist das einzige Bild, das mir von dieser Nacht geblieben ist. Ich muss dann ohnmächtig geworden sein. Ich habe nichts davon mitbekommen, wie meine Mutter mit meinem acht Monate alten Bruder aus dem zweiten Stock sprang und sich ihr Becken brach. Ich weiß auch nicht, wie ich überhaupt in die Küche gekommen bin. Meine Oma muss mich dort hin getragen und in die nassen Tücher gewickelt haben. Ich bin froh, dass ich mich nicht daran erinnern kann, wie meine große Schwester um ihr Leben kämpft oder meine Oma verbrannt im Treppenhaus liegt. Für sie beide und meine Cousine Ayşe Yılmaz kam jede Hilfe zu spät.

Seit dieser Nacht habe ich nicht mehr mit Matchbox-Autos oder Barbies gespielt, ich musste mich mit Rassismus befassen. Als Kind verstehst du nicht, was Rassismus ist, du weißt ja nicht mal,

wie sich Hass anfühlt. Aber die darauffolgenden Monate und Jahre waren das Schlimmste, was ich je erleben musste.

Ich nenne es den zweiten Anschlag. Der zweite Anschlag, dazu tragen wir alle bei, das ist der Anschlag der Gesellschaft, der Medien, der Politiker*innen, der Institutionen. Dieser zweite Anschlag ist das, was uns Betroffene psychisch krank macht, weil wir für unseren Heilungsprozess Solidarität brauchen.

Es gab zwar Solidarität, mehr als 800 Briefe, Beileidsschreiben und Spenden erreichten die Stadt Mölln, aber das hat uns damals niemand gesagt. Der Bundeskanzler Helmut Kohl kam nicht mal zur Trauerfeier. Er ließ erklären, dass er

nicht in ›Beileidstourismus‹ verfallen wolle. Und nach Krankenhaus und Notunterkunft mussten wir wieder in unser altes, mittlerweile renoviertes Haus ziehen, in das Haus, in dem unsere Angehörigen ermordet worden waren.

Wir waren die Schandflecken von Mölln. In der Schule haben mich die Kinder geschlagen, die Leute in der Stadt haben gesagt, wir seien selbst schuld, dass unser Haus angezündet wurde. Für die migrantische Community war damals glasklar, dass wir Opfer einer rechtsextremen Gewalttat waren. Für viele Deutsche scheint das immer noch schwer vorstellbar zu sein, viele neigen dazu, einem weißen Deutschen aus der Mehrheitsgesellschaft solche Gewalttaten nicht zuzutrauen.

Anfang der Nullerjahre sind wir weggezogen. Meine Familie kämpft bis heute mit den Folgen des Anschlags. Ich war zweimal stationär in psychiatrischer Behandlung, um mit meinen Schlafstörungen und dem Verfolgungswahn klarzukommen. Ich bin seit dem Anschlag schwerbehindert. Ich leide unter einer posttraumatischen Belastungsstörung, die sich in einem schweren Husten äußert. Nur manchmal ist der auf phänomenale Weise weg, nämlich wenn ich in Schulen als Zeitzeuge meine Geschichte erzähle.

Um vom Staat als Opfer eines rassistischen Brandanschlags anerkannt zu werden, musste ich elf Jahre und drei Prozesse lang darum kämpfen. Ich be-

komme monatlich 150 Euro Opferentschädigungsrente. Das Geld bringt die Toten nicht zurück und macht mich auch nicht wieder gesund, aber darum geht es gar nicht, mir geht es um Anerkennung.

Jedes Jahr im November, wenn der Gedenktag näher rückt, muss ich mir freinehmen, weil ich dann wie ein Roboter durch meinen Alltag wandle. Und auch dieses Jahr wird es wieder kein gemeinsames Gedenken mit der Stadt Mölln geben. Seit 2013 machen wir unsere eigene Veranstaltung, weil die Stadt nicht damit einverstanden ist, wie unsere Familie diesen Tag begeht. Nämlich mit einer antifaschistischen Rede und mit uns, den Überlebenden, im Zentrum. Wir sind keine Statist*innen, wir sind die Hauptzeug*innen des Geschehens. Wir lassen uns nicht länger unsichtbar machen.«

»Die Leute in der Stadt sagten, wir seien selbst schuld, dass unser Haus angezündet wurde«

Klaus Baltruschat

87, Überlebender eines rechtsextremistischen Attentats am 19. Februar 1997 in Berlin.

SZ-MAGAZIN **Wie erinnern Sie sich an den Tag des Anschlags?**

KLAUS BALTRUSCHAT Ich habe wie jeden Morgen den Buchladen aufgeschlossen, den meine Frau und ich in Alt-Marzahn führten. Draußen standen zwei Autos, aber mein Gott, da denkst du dir ja nichts dabei. Es war kurz vor neun. Die Tür zum Laden ließ ich offen, für den Fall, dass schon jemand kommt. Ich stehe gerade am Schreibtisch und höre den Anrufbeantworter ab, als ich hinter mir Schritte höre. Ich sage: »Bei der PDS ist noch keiner da.«

Die Bezirksgeschäftsstelle der PDS lag im Stockwerk darüber.

Und im zweiten Stock das Wahlkreisbüro von Gregor Gysi. Ich selber war Mitglied der SED, dann in der PDS, heute bin ich bei der Linken. Ich sage das also und drehe mich um, da steht eine große, schwarz vermommt Gestalt vor mir. Ein Mann mit Springerstiefeln, kein Gesicht. Er hat kein Wort gesagt, er hat nur seine Knarre gehoben, eine Pumpgun. ▶



Klaus Baltrusch,
begeisterter
Handballer, trai-
niert auch mit
87 Jahren und
ohne linken
Unterarm noch
eine Mädchen-
mannschaft.

Zur Abwehr habe ich meine Arme vor der Brust verschränkt, ganz automatisch. In dem Augenblick fallen schon die Schüsse. Drei Schüsse. Dann liegst du lang auf der Erde, bist tot. Dann dämmert dir, dass du vielleicht doch nicht tot bist. Du merkst, du kannst denken. Vielleicht kannst du Hilfe kriegen.

Was haben Sie gemacht?

Mich nach draußen geschleppt. Der Täter war weg, die beiden Autos auch. Da bin ich zusammengebrochen, lag im Schnee. Ich hatte eine Winterjacke an, konnte meinen Arm nicht bewegen. Ein Passant rief den Notarzt, erst als der Rettungswagen da war, kam der Schmerz.

Sie wurden sofort operiert.

Der linke Unterarm wurde mir abgenommen und der kleine Finger der rechten Hand. Als ich nach der OP wach wurde, soll ich gesagt haben: »Fangen geht nicht mehr, aber werfen geht schon noch.«

Da sprach der Handballer aus Ihnen?

Genau, fürs Fangen brauchst du beide Hände, fürs Werfen reicht eine. Ich habe mein Leben dem Handball gewidmet, ich trainiere noch heute eine Mädchenmannschaft. Damals haben sich die Ärzte gewundert, wie gut ich das wegstecke. Aber ich habe so viel Solidarität erfahren, ich habe zwei Aktenordner voll mit Briefen und Postkarten von damals. Außerdem war mein Gedanke immer, dass mein Arm und mein Finger mich gerettet haben. Sie haben die Kugeln abgeleitet, sodass sie nicht direkt ins Herz gingen, sondern meine Brust streiften. Ich habe da heute noch eine große Narbe.

Welche seelischen Narben haben Sie davongetragen?

Es verfolgt mich. Der Täter hat 19 Jahre gesessen und ist seit fünf Jahren wieder auf freiem Fuß. Aber man selbst, das Opfer, ist lebenslänglich verurteilt. Die Bilder bleiben. Und der Arm wächst auch nicht nach. Mein Leben ist anders geworden. Meine Adresse ist immer noch geschützt, ich öffne die Wohnungstür nicht, wenn jemand unerwartet klingelt. Ich sitze nirgendwo mit dem Rücken zur Tür. Von hinten darf mir sowieso niemand zu nahe kommen, da bin ich ganz empfindlich. Außerdem

schränkt mich der fehlende Unterarm ein. Ich habe Phantomschmerzen. Aber es gibt eine Erklärung, die mir geholfen hat, nicht an all dem zu zerbrechen.

Welche denn?

Der Anschlag galt nicht mir, ich war kein gezieltes Opfer, nur zufällig anwesend. Das hat der Täter später auch ausgesagt, sein Motiv war Hass auf die PDS. Ich bin da zwar auch Mitglied, aber er kannte mich ja gar nicht.

Der Täter war ein vorbestrafter

Neonazi, Mitglied des »Weißen Arischen Widerstands«.

Vier Tage später erschoss er bei einer Verkehrskontrolle auf einer Autobahnraststätte in Schleswig-Holstein den 33 Jahre alten Polizisten Stefan Grage, verletzte dessen Kollegen Stefan Kussauer

schwer und wurde kurz darauf festgenommen. Ich bin überzeugt, dass Stefan Grage nicht hätte sterben müssen.

Wie kommen Sie darauf?

Die SoKo hat aufgrund meiner Täterbeschreibung zwar sofort in Richtung Rechtsextremismus ermittelt. Dennoch wurden viele Fehler gemacht: Der Täter wohnte nur 600 Meter von unserem Buchladen entfernt. Angeblich stand er auch auf einer 27-köpfigen Liste von Verdächtigen. Aber wenn der Täter auf der Liste war, frage ich mich, warum die SoKo zu dem hingeht, klingelt und dann, als niemand aufmacht, es dabei belässt, statt eine bundesweite Fahndung einzuleiten. Und noch etwas macht mich stutzig: Vor dem Überfall standen zwei Autos vor unserem Buchladen. Und eine Zeugin hat ein Auto schnell wegfahren sehen, das nachweislich nicht das Auto des Täters war.

Sie glauben, es gab einen Komplizen?

Ich weiß es nicht. Aber ich stelle mir diese Frage, ja.

Wen haben Sie im Verdacht?

Das möchte ich öffentlich nicht sagen. Vor einigen Monaten war die Polizei bei mir und hat mich gewarnt, dass mein Name immer noch auf Listen steht.

Peter Frisch, der damalige Verfassungsschutzpräsident, sagte nach dem Anschlag, dass von einer neuen Qualität rechter Gewalt keine Rede sein könne. Zudem gebe es keine

Hinweise, dass in Deutschland rechtsterroristische Strukturen bestehen.

Wenn man weiß, dass der NSU zu dieser Zeit anfang, sich zu formieren, wirkt das natürlich merkwürdig. Aber im Nachhinein sind wir alle klüger. Wobei ich schon finde, dass die Ermittlungsbehörden die Strukturen hinter den vermeintlichen Einzeltätern besser hätten durchleuchten müssen. Das wird ja jetzt auch in Hanau wieder nicht gemacht. Das macht mir Sorge, genauso wie die gesellschaftliche Entwicklung in diesem Land. Die Nazis haben nun ja auch wieder eine entsprechende Parteiform gefunden. Ehrlich gesagt bin ich froh, dass ich das Jahr 2033 wahrscheinlich nicht mehr erleben werde.

Glauben Sie, die Geschichte wiederholt sich?

Ich halte es nicht für ausgeschlossen. 213 Menschen wurden seit der Wiedervereinigung durch Rechtsextremisten ermordet. Aber noch immer heißt es: »Wehret den Anfängen.« Dabei schrieb Bert Brecht schon 1941: »Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.« Wie lange wollen wir noch den Anfängen wehren?

Naomi Henkel-Gümbel

30, überlebte am 9. Oktober 2019 den rechtsterroristischen Anschlag auf die Synagoge und den Kiez-Döner in Halle, bei dem Jana Lange, 40, und Kevin Schwarze, 20, ermordet wurden.

»Okay, jetzt bin ich wach. Das war mein Gedanke nach dem ersten Knall. Ich saß auf der Frauenempore der Synagoge in Halle, es war gegen zwölf Uhr mittags und wir beteten seit halb neun, wir waren mitten in der Tora-Lesung. In den Minuten zuvor hatte ich mit dem Gedanken gespielt, den Gebetsraum zu verlassen. Jom Kippur ist ein schwerer Tag, man fastet, man steht viel, es ist auch der jüdische Feiertag, an dem Gott über unser Schicksal entscheidet. Eine der anderen war rausgegangen. Ich dachte, wenn sie eine Pause macht, kann ich das

Naomi Henkel-Gümbels Vorbild ist Regina Jonas, die 1935 als erste Frau weltweit zur Rabbinerin ordiniert wurde. Henkel-Gümbel will als Rabbinerin queere Perspektiven in der Gemeinde stärken.



auch, aber dann dachte ich, ich will Rabbinerin werden, ich sollte das ernst nehmen. Wäre ich rausgegangen, wäre ich dem Täter in die Arme gelaufen. Was mir das Leben gerettet hat, ist meine Observanz, meine Verpflichtung gegenüber dem jüdischen Gesetz.

Ich habe nie verstanden, warum meine Familie nach der Shoah in Deutschland geblieben ist, vor allem meine Großeltern als Überlebende. Ich bin in Bayern aufgewachsen. Nach dem Abitur bin ich nach Israel emigriert. Den Antisemitismus in Deutschland empfand ich zwar nicht als existenzbedrohend, aber er war immer präsent. Mit der Entscheidung, einen Teil meiner Rabbinatsausbildung in Berlin zu machen, wollte ich dem Land eine zweite Chance geben und beim Wiederaufbau der jüdischen Community hier helfen. Daher fand ich die Idee meiner Freundinnen und Freunde von »Base Berlin« gut, Jom Kippur in einer kleinen Gemeinde, in Halle, zu verbringen.

Die antisemitische Natur des ersten Knalls war mir sofort klar, aber ich dachte, Jugendliche hätten einen Böller geschmissen. Dass da jemand vor der Tür steht und ein Massaker anrichten will, habe ich erst viel später verstanden – anders als andere im Raum. Das hat mir danach sehr zugesetzt: dass ich während des Anschlags die ganze Zeit versucht habe, die Geschehnisse für mich herunterzuspielen. Ich glaube, ich wollte einfach meinen Kopf über Wasser halten, ohne zu verstehen, dass ich gerade gegen das Ertrinken ankämpfe. Immer wieder muss ich seitdem an den Titel des Buches denken, das einer in der Synagoge las, es hieß: *This Is Real and You Are Completely Unprepared*. Als der Täter weg war, haben wir das Morgenbet zu Ende gebracht. Und dann ewig auf die Evakuierung gewartet.

Als die Polizei endlich kam, hat ihr Umgang mit uns die Situation noch verschlimmert. Ein Bild, das sich mir ein-gebrannt hat, ist das von verummten Polizistinnen und Polizisten, die uns befahlen, den Koffer mit dem Essen fürs Fastenbrechen zu leeren. Als Enkelin von Shoah-Überlebenden ist mir das besonders bitter aufgestoßen. Das Fehlverhalten der Polizei während des Einsatzes führte nicht zuletzt zu einem Unter-

suchungsausschuss. Auf dem Weg ins Krankenhaus sangen wir dann »Am Israel Chai«, das jüdische Volk lebt.

Ich kämpfe seit dem Anschlag mit einer posttraumatischen Belastungsstörung. Mit meiner Therapeutin habe ich darauf hingearbeitet, dass ich am Prozess teilnehmen kann. Es war mir ein

Anliegen, ihn als Nebenklägerin aktiv mitzugestalten. Der Prozess war in weiten Teilen auf die Betroffenen ausgerichtet, da hat die Richterin Pionierarbeit geleistet. Aber

dass sie die Polizei in ihrer Urteilsbegründung als Heldinnen und Helden des Tages gepriesen hat, war für uns alle ein Schlag ins Gesicht. Vor allem, nachdem die Missstände in den Sicherheitsbehörden, vom Einsatz bis zur Aufklärung, während des Verfahrens immer deutlicher wurden. Was mir Hoffnung macht, ist die Vernetzung unter den Betroffenen rechtsextremer Gewalt, etwa mit Ismet Tekin vom Kiez-Döner in Halle oder den Leuten aus Hanau. Wirklich etwas verändern können wir nur, wenn wir uns als marginalisierte Gruppen gegenseitig die Hand reichen.

Jeden Morgen bete ich für Jana und Kevin, *zichronam livracha*, möge ihre Erinnerung ein Segen sein. Der Schmerz über den Tod zweier Menschen, die ich nie kennenlernen durfte und die mir doch so nahestehen, treibt mich an. Sie sind Teil der Narben geworden, die ich von diesem Tag mit mir trage.«

»Jeden Morgen bete ich für Jana und Kevin«

Said Etris Hashemi

24. überlebte den Anschlag in Hanau am 19. Februar 2020, bei dem Gökhan Gültekin, Sedat Gürbüç, Said Nesar Hashemi, Mercedes Kierpacz, Hamza Kurtović, Vili Viorel Păun, Fatih Saraçoğlu, Ferhat Unvar und Kaloyan Velkov ermordet wurden.

»Mein Bruder heißt Said Nesar Hashemi. Nesar war ganz anders als ich, ein Spaßvogel, der ständig Scherze machte.

Manchmal ging er mir echt auf den Sack. Ich machte eine Ausbildung zum Versicherungskaufmann, er arbeitete bei Dunlop, derselben Firma, in der auch unser Vater arbeitet, seitdem er vor mehr als 30 Jahren aus Afghanistan nach Deutschland kam. Nesar war Maschinen- und Anlagenführer, er hatte gerade eine Weiterbildung begonnen. Er wollte, was alle wollen: eine Wohnung, ein normales Gehalt, heiraten, eine Familie gründen. Als er ermordet wurde, war er 21 Jahre alt.

Am Nachmittag hatten wir uns in Frankfurt gemeinsam tätowieren lassen. Nesar ließ sich auf den linken Unterarm »63« und auf den rechten Unterarm »454« stechen, das ergibt zusammen die Postleitzahl von Hanau-Kesselstadt, wo wir geboren und aufgewachsen sind.

Am Abend sind wir in die »Arena-Bar«, die gleich um die Ecke liegt und zu der ein Kiosk gehört. Freunde von uns waren auch da: Piter, Momo, Mercedes, Hamza, Ferhat. Wir haben geschillt, im Fernsehen lief Champions League, Tottenham gegen Leipzig. Es war kurz vor 22 Uhr, Ferhat und Mercedes waren gerade drüben bei Gökhan im Kiosk, als wir draußen ein Knallen hörten.

Ich bin zum Ausgang gelaufen, um zu gucken, was los war. Ich sah einen Mann mit einer Waffe in der Hand, er lief vorne in den Kiosk. Wieder dieses Knallen, wieder und wieder. Ich rannte nach hinten zu meinem Bruder, zu Piter, Momo und Hamza, wir haben uns hinter einer Säule an der Theke versteckt. Es dauerte nicht lange, bis der Täter kam, er war nur zwei, drei Meter entfernt und hat direkt auf uns geschossen.

Manchmal habe ich Flashbacks, dann sehe ich alles wieder vor mir: Wie ich vorne stehe und die anderen vier sich hinter mir verstecken. Wie wir ausweichen, rechts, links, rechts, links, wie der Putz von der Säule spritzt. Heute weiß ich, dass das alles nur zehn, 20 Sekunden gedauert hat, damals kam es mir vor wie eine Ewigkeit. Ich erinnere mich auch, dass es irgendwann still wurde, der Täter war weg. Ich holte sofort mein Handy raus, wählte zweimal die 110, ich kam nicht durch, ich wählte die 112, als endlich jemand ranging, merkte ich, dass ich nuscelte, meine Zunge funktionierte nicht richtig. Ich guckte zu Momo, der an der Schulter getroffen worden war. Ich sagte: »Alles wird gut.« ▶



Said Etris Hashemi und sein ermordeter Bruder Nesar ließen sich häufiger gemeinsam tätowieren. Die arabischen Schriftzeichen auf seiner Brust bedeuten »Bleib stark«.

إبقى قوياً

Er sagte: ›Dein Hals blutet.‹ Momo und ich hielten uns gegenseitig unsere Wunden zu, hörten das Röcheln der anderen, ihre letzten Atemzüge.

Irgendwann schaffte ich es, mich aufzuraffen. Erst jetzt sah ich Hamza, er war tot. Neben ihm lag Nesar, mein kleiner Bruder, zwei Kugeln hatten ihn am Rücken getroffen, er atmete nicht, ich schleppte mich nach draußen.

Als die ersten beiden Polizisten kamen, lehnte ich an dem Mercedes, in dem Vili Viorel Păun erschossen worden war, und presste einen Pullover gegen meine Wunde am Hals. Einer der Polizisten fragte mich als Erstes nach meinem Ausweis. Nachdem sie sich in die ›Arena-Bar‹ getraut hatten, kotzte der andere ins Gebüsch. Es kamen immer mehr Polizisten, irgendwann auch ein Rettungswagen.

Die Sanitäter schnitten meinen Pullover auf, sie hieften mich gerade auf eine Trage, als jemand rief, der Täter sei zurück. Die Sanitäter versteckten sich hinter der Trage, während ich da lag, nur mit einer Hose und Schuhen an. Zum Glück war es ein Fehlalarm.

Ich hatte einen Durchschuss in der Schulter, eine andere Kugel hatte sich rechts in meinen Hals gebohrt, meinen Kiefer zertrümmert und war im linken Mundboden stecken geblieben. Zwei Tage lang lag ich im künstlichen Koma. Als ich auf der Intensivstation aufwachte, konnte ich nicht sprechen. Meine Eltern kamen ins Zimmer, ich schrieb auf ein Klemmbrett: ›Nesar?‹. Meine Mutter sagte mir, auch er liege auf der Intensivstation, sie wollte mich schonen. Doch noch am selben Abend hörte ich im Radio, wie der Bundespräsident Steinmeier die Namen der Ermordeten im Radio aufzählte. Er nannte auch den Namen meines Bruders.

Es dauerte drei Monate, bis ich wieder sprechen konnte. Noch heute kriege ich schwer Luft, wenn ich auf dem Bauch liege. Vor Kurzem wurde ich noch mal an der Schulter operiert, an Hals und Kiefer soll ich auch noch zwei, drei Mal operiert werden.

Bei mir wurde eine posttraumatische Belastungsstörung festgestellt, anfangs hatte ich auch Panikattacken. Ich hatte noch nicht genug Zeit zu trauern. Was mir hilft, ist die ›Initiative 19. Februar‹: Wir haben einen Raum in der Innenstadt gemietet, in dem wir, die Angehö-

rigen, uns fast jeden Tag treffen. Weil wir so unzufrieden mit der Polizeiarbeit waren und weil es keinen Gerichtsprozess gab – der Täter ist ja tot –, haben wir angefangen, selbst zu ermitteln.

Wir haben eine Dienstaufsichtsbeschwerde gegen Beamte des Landes Hessen gestellt. Es gibt viele offene Fragen: Warum war der Notruf unterbesetzt? Warum durfte der Täter, obwohl er psychisch krank war und rassistische Briefe an den Generalbundesanwalt und die Hanauer Staatsanwaltschaft geschrieben hatte, eine Waffe besitzen? Warum wurde der Vater des Täters nicht der Mitwisserschaft angeklagt? Wir wollen, dass der Innenminister Beuth und der Ministerpräsident Bouffier nicht länger von ›exzellenter Polizeiarbeit‹ sprechen, sondern sich zu den Fehlern bekennen. Dass sie sagen: Es tut uns leid, da haben wir Scheiße gebaut. Seit Juli gibt es einen Untersuchungsausschuss im Hessischen Landtag, von dem wir uns viel versprechen.

Meine Eltern, meine drei Geschwister und ich werden bald umziehen, zum ersten Mal raus aus Kesselstadt. Noch ist das Zimmer von Nesar und mir unverändert, sein Bett, seine Schulachen und Klamotten sind noch da. Meine Ausbildung habe ich abgebrochen, ich studiere jetzt Wirtschaftsinformatik. Aber meine wichtigste Aufgabe ist es, an meinen Bruder zu erinnern und immer wieder seinen Namen zu sagen: Said Nesar Hashemi.«

Muhammed Bah

28, wurde am 11. Februar 2016 in Kelheim mit einer Machete angegriffen.

›Danach habe ich mich in meinem Zimmer eingeschlossen, ich wollte mit niemandem reden. Ich wollte das einfach vergessen. Aber man muss darüber sprechen, sonst ändert sich nie was. Das habe ich von Helga Hanusa gelernt. Helga arbeitet bei der Opferberatungsstelle. Nachdem sie von dem Machetenangriff erfahren hatte, hat sie mich direkt angerufen. Das erste Treffen habe ich platzen lassen, dann habe ich sie

doch getroffen. Sie ist mit einer Anwältin in die Geflüchtetenunterkunft gekommen, in der ich damals lebte. Wäre Helga nicht gewesen, wäre alles anders gelaufen. Dann hätte ich niemals mit der Polizei geredet, keine Anzeige erstattet, nicht im Prozess ausgesagt, und der Täter wäre weder ermittelt noch zu zwei Jahren und vier Monaten Gefängnis verurteilt worden. Wer weiß, ob ich ohne sie noch in Deutschland wäre?

Damals war ich seit zwei Jahren hier. Ich wohnte mit anderen Geflüchteten in einer Wohnung in der Innenstadt von Kelheim. In dem Haus neben uns trafen sich abends oft Leute zum Trinken, auch an dem Abend war dort wieder was los. Ich war gerade in meinem Zimmer, als wie verrückt jemand gegen unsere Wohnungstür schlug. Mein Mitbewohner und ich wollten sehen, was los ist, wir machten die Tür einen Spalt breit auf, da sahen wir eine Machete auf uns zusausen. Wir knallten die Tür wieder zu. Der Täter schlug immer wieder auf sie ein. ›Ich geh jetzt rüber und schlachte die Asylanten ab!‹, soll er vorher zu seinen Freunden gesagt haben, so hat es einer von ihnen bei Gericht ausgesagt. Und auf dem Weg in unser Haus soll er gerufen haben: ›Schieß Asylanten!‹, und: ›Sieg Heil!‹.

Ich hatte Todesangst, aber ich wusste, im Haus wohnen Familien: Was, wenn ihm ein Kind die Tür aufmacht? Mir war klar: Ich muss den Typen irgendwie aus dem Haus locken. Also rannte ich ins Bad und sprang kurzerhand aus dem Fenster. Unsere Wohnung lag im ersten Stock. Das waren bestimmt vier, fünf Meter. Ich landete auf meinen Knien. Ich blutete, aber ich spürte keinen Schmerz, sondern rannte in den Hauseingang und rief nach dem Täter. Er kam, ich lief rückwärts vor ihm weg, er schlug mit der Machete nach mir. Ich stolperte, konnte ihm aber noch ein Bein stellen, und während er stürzte, fiel ihm die Machete aus der Hand. Zwei Passanten halfen mir, ihn festzuhalten. Erst später erfuhr ich, dass sie bereits die Polizei alarmiert hatten, nachdem der Täter schreiend in unser Haus gerannt war. Er rief noch: ›Ich bin Deutschland!‹

Ich habe mich nach dem Angriff monatelang nicht rausgetraut. Und ich habe seitdem Probleme mit den Knien. Ich musste meine Arbeit als Möbellieferant aufgeben, ich konnte die Schmer-



Muhammed Bah, in seiner Familie Mo genannt, ist seit sieben Jahren in Deutschland. Der ausgebildete Tischler arbeitet bei einem Küchenbauer und spricht mittlerweile Niederbairisch.

zen jeden Tag einfach nicht mehr aushalten. Aber der neue Job bei einem Küchenbauer macht Spaß, meine Frau und ich sind kürzlich mit unserer kleinen Tochter in eine größere Wohnung gezogen, ich spiele Fußball im Verein. Das Leben könnte gut sein, wäre ich nicht täglich mit Rassismus konfrontiert. Die Leute glotzen, sie sagen das N-Wort zu mir, aber am meisten Sorge ich mich um unsere Tochter. Wie soll ich sie als Vater jemals vor diesem Hass beschützen?»

Ahmed I.

28, wurde am 6. Januar 2016 in Lohfelden hinterrücks niedergestochen.

SZ-MAGAZIN **Wie geht es Ihnen heute?**

AHMED I. Dieser Mordversuch hat mir meine besten Jahre genommen. Damals war ich 22, hatte alles vor mir, heute bin ich 28 und nicht arbeitsfähig. Ich kann höchstens drei Stunden am Stück stehen, habe Schmerzen im Rücken, in den Beinen. Am schlimmsten aber ist die Angst, dass mich wieder jemand umbringen will.

Wie zeigt sich diese Angst?

Ich traue mich abends nicht vor die Tür. Ich kann nicht schlafen, gucke nachts aus dem Fenster, ob draußen jemand ist. Wenn die Nazis in Kassel den Regierungspräsidenten Walter Lübcke ermorden können, dann ist alles möglich.

Ihr Fall und der von Lübcke wurden gemeinsam am Oberlandesgericht in Frankfurt verhandelt. Der Mörder von Lübcke war auch wegen versuchten Mordes an Ihnen angeklagt.

Ich hatte große Hoffnungen in den Prozess gesetzt. Aber in meinem Fall wurde der Angeklagte freigesprochen, weil es an Beweisen mangelte. Dagegen habe ich Revision eingelegt. Ich bin mir sicher, dass er es war, alles spricht dafür.

Was genau?

Da muss ich weiter ausholen: Ich bin am Abend des 6. Januar zur Tankstelle gegangen, um Zigaretten zu holen. Ich wohnte damals in einem Geflüchtetenheim in Lohfelden, das in der Nähe von Kassel in einem Gewerbegebiet liegt.

Sie waren erst einige Monate vorher vor dem IS aus dem Irak geflohen.

Aber ich wusste schon, dass es hier Fuß- und Fahrradwege gibt. Als ich merkte, es kommt ein Fahrradfahrer von hinten, bin ich zur Seite. Doch im nächsten Moment schlug ich auf dem Boden auf. Ich war niedergestochen worden, das Messer traf mich zwischen linkem Schulterblatt und Wirbelsäule. Als ich meinen Kopf hob, sah ich einen Mann davonfahren. Er rief etwas, aber ich verstand es nicht, ich sprach noch kein Deutsch. Ich wollte aufstehen, aber ich spürte meine Beine nicht.

Kam jemand zu Hilfe?

Erst mal nicht, ich blutete stark, schrie nach Hilfe, aber die Autos fuhren einfach vorbei. Ich bin auf die Straße gekrochen, irgendwann hielt jemand an und rief den Notarzt.

Vor Gericht erklärte ein Sachverständiger, dass die Klinge nur knapp eine Arterie verfehlt hatte.

Hätte er sie getroffen, wäre jede Rettung zu spät gekommen. Der Täter hat das Messer viereinhalb Zentimeter tief in meinen Rücken gestochen, er hat Brustwirbel und Rückenmark verletzt, außerdem zwei Nervenstränge durchtrennt. Heute, nach zwei Operationen und mehreren Physiotherapien, kann ich wieder laufen, aber mein linkes Bein ist immer noch dünn und schwach, und mein rechtes Bein fühlt sich taub an.

Wie ging es im Krankenhaus weiter?

Kurz nachdem ich aus der Vollnarkose aufgewacht war, kamen zwei Polizisten, sie hatten einen Dolmetscher dabei. Sie fragten, wer das gewesen sein könnte. Ich sagte, dass ich es nicht weiß, aber dass ich denke, dass es ein Nazi war. Wegen der Silvesternacht in Köln war die Stimmung gegen Geflüchtete damals sehr schlecht. Außerdem war ich ja noch nicht lange in Deutschland, wer sonst sollte etwas gegen mich haben, wenn nicht Nazis? Aber die Polizisten glaubten mir nicht, stattdessen fragten sie, ob ich mit jemandem aus der Unterkunft Streit habe, was ich im Irak gemacht habe, ob es jemand vom IS war. Sie kamen wieder und wieder, fast täglich löcherten sie mich. Aber sie glaubten mir nicht, dass es ein Nazi war.

Die Polizei gründete eine Sonderkommission, auch ein rassistisches Motiv wurde in Betracht gezogen.

Die Polizei kam nicht weiter. Dabei standen sie sogar bei dem späteren Lübcke-Mörder vor der Tür. Warum haben sie sein Haus nicht durchsucht? Er war ein bekannter Neonazi, wohnte in der Nähe des Geflüchtetenheims und fuhr dort auf seinem Arbeitsweg regelmäßig mit dem Fahrrad vorbei. Außerdem hatte er schon mehrere Jahre im Gefängnis gesessen und mit 19 Jahren einen Imam in Wiesbaden von hinten mit einem Messer niedergestochen.

Die Polizei fand

»keine Anhaltspunkte für Ermittlungen«, wie es hieß.

Und sein Haus durchsuchten sie erst dreieinhalb Jahre später, nach dem Mord an Walter Lübcke.

Wie wurde Ihr Fall mit dem Lübcke-Mord in Verbindung gebracht?

Ich hatte der Staatsanwaltschaft geschrieben, dass man bitte einen Zusammenhang prüfen soll. Außerdem hatte der Lübcke-Mörder nach seiner Festnahme der Polizei ungefragt vom 6. Januar erzählt.

Was erzählte er?

Er erinnerte sich genau an das Datum, erzählte, dass er damals so wütend über die Silvesternacht in Köln gewesen sei, dass er Wahlplakate der SPD und der Grünen abgetreten und einen Ausländer angebrüllt habe, man müsse solchen wie ihm »den Hals aufschneiden«. Als die Polizei endlich sein Haus durchsuchte, fanden sie im Keller ein neun Zentimeter langes Messer, an dem Blut klebte.

Das Messer wurde nicht eindeutig als Tatwaffe identifiziert. Die DNS-Spuren waren so minimal, dass sie forensisch nicht mit exakter Wahrscheinlichkeit einer Person zugeordnet werden konnten.

Die Spuren waren so schlecht, weil die Polizei drei Jahre zu spät war. Allerdings meinte der Gutachter vor Gericht, dass die DNS, die am Messer gefunden wurde, in Deutschland selten, aber im Irak sehr verbreitet sei. Er sagte, er müsste sich schon sehr irren, wenn die Spuren nicht von mir oder einem nahen Bluts-



Der Fall von
Ahmed I. wurde
gemeinsam
mit dem Mord
an Walter
Lübcke verhan-
delt. Dazu gibt
es einen
Untersuchungs-
ausschuss
im Hessischen
Landtag.

verwandten stammen. Von wem soll das Blut sein, wenn nicht von mir? Diese Frage ist bis heute nicht beantwortet. Ich wurde gleich zwei Mal verraten.

Von wem?

Das erste Mal von der Polizei, die mir nicht geglaubt hat, dass der Täter ein Nazi war. Das zweite Mal vom Gericht. Meine Aussage war so wichtig für mich, ich wollte genau erzählen, was passiert war, aber der Richter war ungeduldig und hörte mir nicht richtig zu. Den Mordversuch auf mich wertete er nicht als rechtsextreme Tat.

Anders als die Staatsanwaltschaft.

Ja, aber ich frage mich: Weshalb haben die Behörden es mir so schwer gemacht und mir nicht geglaubt? Warum hat kein hessischer Politiker mich je gefragt, wie man mich unterstützen kann? Ich würde gerne Angela Merkel treffen und ihr erzählen, was mir passiert ist, was Polizei und Gericht mit mir gemacht haben. Ich bin mir sicher, wenn die Polizei ordentlich ermittelt hätte, Walter Lübcke wäre noch am Leben.

Lothar König

67, wurde 1997 in Jena schwer am Kopf verletzt.

»Als ich 1990 als Jugendpfarrer in der JG anfang, der Jungen Gemeinde Stadtmitte Jena, da dachte ich, wir könnten eine Art Burgfrieden hinbekommen. Da haben wir noch mit Nazis Fußball gespielt. Nazis haben wir die nicht genannt, eher Faschos, Rechte, Glatzen. Der Augenöffner kam ein Jahr später, da hatten wir täglich Übergriffe von Nazis auf Leute von der JG, auch auf Mädchen, da haben die nicht unterschieden.

Zwischen 1991 und 1993 hat es auf den Straßen von Jena gekocht für Jugendliche. Die Leute, die hier aus den Neubaugebieten in die JG kamen, aus Lobeda oder Winzerla, die konnten nachts nicht mit dem Bus nach Hause. Die Nazis wussten ja, wo die aussteigen, die kannten sich alle von früher.

Der Alltagsterror hielt bis 1993, dann hörte das schlagartig auf. Ich erkläre mir das so, dass in der Folgezeit eine Ideolo-

gisierung der Nazi-Szene vonstatten ging. In dieser Zeit der allgemeinen politischen Orientierungslosigkeit haben die Nazis sich organisiert. Das sah man, weil die auf einmal mit politischen Forderungen im Stadtbild auf sich aufmerksam machten, in Form von Graffiti oder so. 1996 haben sie eine Puppe von der Brücke der A9 baumeln lassen, mit einem Strick um den Hals und einem Davidstern auf Brust und Rücken, auf dem »Jude« stand. Heute weiß man, dass das die Leute vom NSU waren. Ab 1997 war der »Thüringer Heimatschutz« wie aus dem Nichts voll da, das war die erste gelungene Selbstorganisation der Nazis vor Ort. Da waren die Leute aktiv, die später das NSU-Trio unterstützt haben und heute wieder frei rumlaufen.

Das Wort »bekämpfen« habe ich in diesen Jahren trotzdem gestrichen. Natürlich haben wir uns organisiert, Gedächtnisprotokolle der Übergriffe angefertigt, recherchiert, demonstriert, mobilisiert. Und für manch einen von uns, der von der Antifa kam, ging es sicher darum, die Nazis zu bekämpfen. Aber ich wusste: Wer zur Gewalt greift, kommt durch sie um. Ich wollte nicht, dass wir uns den rechten Strukturen annähern, indem wir ihre Umgangsformen übernehmen. Wir wollten die Leute mit Lebenslust, Spaß, Neugierde gewinnen.

Ende der Neunziger war die JG eine regelrechte Insel, da hatten die Nazis auf den Kacknestern rund um Jena längst die Meinungsführerschaft – die haben sie immer noch. Das NSU-Trio war schon im Untergrund, aber das wussten wir nicht. Ich habe damals auch vor Morden gewarnt, aber eine Mordserie wie die des NSU hielt auch ich nicht für möglich. Da war ich naiv.

Meine Narbe habe ich mir 1997 eingefangen. Wir saßen noch spät mit den Jugendlichen in der JG zusammen, als meine Frau und meine Tochter vor der Tür von drei Typen angepöbeln wurden. Sie haben Schiss gekriegt und Hilfe geholt. Wir sind alle raus, und schon bekam einer von unseren Jungs voll eins auf die Fresse, ohne Warnung. Da bin ich dem einen Typen auf den Rücken

gesprungen, wir sind umgefallen, ich habe ihn festgehalten, er hat gefleht, dass ich ihn loslasse, beteuert, dass er nichts mehr machen würde. Es klang glaubhaft, ich ließ ihn los, klopfte mir gerade meine Hose ab, da erwischte er mich direkt überm Auge. Der Arzt im Krankenhaus meinte später, die Wunde sei so tief, der Typ müsse einen Schlagring gehabt haben. Nur um drei Millimeter hat er mein Auge verfehlt. Aber als ich genäht war, bin ich gleich zurück in die JG, um Widerstand zu organisieren und die Presse zu informieren. Schlafen kannst du später.

»Als ich genäht war, bin ich gleich zurück, um Widerstand zu organisieren. Schlafen kannst du später«

Wir haben den Typen hinterherrecherchiert. Das waren Medizinstudenten aus Erfurt, die in einer Chorvereinigung

mit Verbindungen zur Nazi-Szene waren. Der Staatsanwalt hat die Anzeige damals abgewiesen, er meinte, es sei Humbug, dass die drei eine Gruppe von 15 angreifen. Na ja, mehr als die Hälfte von uns waren Mädchen und fast alle jugendlich. Aber ich glaube eh nicht an die Justiz, den Glauben hebe ich mir für anderes auf.

Ich hatte in den letzten 30 Jahren nie Angst, ich glaube, weil ich immer in einer Gruppe war. Nun bin ich in Rente, und die Nazis sind übers ganze Land verteilt, die sind vernetzt, haben ihre Waffenlager, ihre Todeslisten und die AfD, die sie im Parlament vertritt. Dazu die Politiker, die alles schönreden. Das macht mir Angst. Und dann diese normalen Bürger, das Gerede vom »Aufstand der Anständigen«, dass ich nicht lache.«

**MAREIKE NIEBERDING
und BJÖRN STEPHAN**



recherchierten mehr als ein Jahr lang für diesen Artikel.

Viele Überlebende wollen sich nicht in der Öffentlichkeit zeigen, aus Furcht, erneut ins Visier von Rechtsextremen zu geraten. Unterstützung brauchen sie trotzdem, also sei hier auf die wichtige Arbeit der Betroffenenberatungsstellen hingewiesen. Über sie kann man sich beim Verband der Beratungsstellen von rechter Gewalt informieren: verband-brg.de

Nach 30 Jahren
als Jugend-
pfarrer in Jena
ist Lothar
König nun in
Rente. Vorge-
nommen hat er
sich für diesen
Lebensab-
schnitt nichts,
außer »dem
Mond beim
Wackeln zu-
sehen«.

